

U

rlaub in Frankreich, während die Hochwasseropfer im Ahrtal vor den Trümmern ihrer Existenz stehen? Das fühlt sich falsch an. Und so mache ich mich auf in ein unscheinbares Gewerbegebiet in Graftschaft an der A 61. Es ist zum Hauptquartier der freiwilligen Helfer in den Überschwemmungsgebieten rund um Bad Neuenahr-Ahrweiler geworden. Jeden Tag starten von hier aus Busse in die betroffenen Gemeinden. Der Helfer-Shuttle Ahrtal hat eine eigene Website. Dort können Hochwasseropfer Freiwillige anfordern, und die bekommen dort die wichtigsten Informationen. „Keine Voranmeldung nötig – einfach vorbeikommen“, heißt es. „Bitte bringe Gummistiefel und Handschuhe mit.“ Auch Masken sind wichtig, gegen Corona – und den Staub.

Die Freiflächen im Industriegebiet sind schon ziemlich zugeparkt, als ich gegen zehn Uhr ankomme. Wohnmobile sind dabei und Autos mit Dachzelten. Manche richten sich wohl auf einen längeren Aufenthalt ein. Viele kommen aus der Region, das sieht man an den Kennzeichen, andere aus Stuttgart, Nürnberg oder Eckernförde. Über uns knattern Hubschrauber der Bundeswehr.

An der Bushaltestelle hat sich eine lange Schlange gebildet. Ich werde schnell als Neuling erkannt, weil ich keine Gummistiefel besitze und dachte, Wanderschuhe würden reichen. Das könnte ich mal gleich vergessen, sagt Bärbel, 53 Jahre alt, Krankenschwester und Heilpraktikerin. In den Kellern stehe der Schlamm knietief, wenn nicht höher. Bärbel entscheidet, dass sie mich in ihr Helferteam aufnimmt, meine Zustimmung ist nicht erforderlich: „Wir adoptieren dich.“

Wir sind jetzt sechs, die zusammenarbeiten. Auch Bärbels Sohn Ben ist dabei, außerdem Gisela, eine Malerin und Lackiererin, die Lehramtsstudentin Mona sowie Birgit, die an einer Grundschule unterrichtet. Bärbel hat eine konkrete Einsatzadresse aus einer WhatsApp-Gruppe gefischt. Wir sollen in Ahrweiler helfen, den vollgelaufenen Keller eines Mehrfamilienhauses auszuräumen. Zum Glück stehen im Helferquartier Gummistiefel bereit, ich greife ein Paar, dann rollt auch schon unser Bus vor.

Es ist heiß, und im Gelenkbus stehen wir so dicht, dass der Schweiß läuft, bevor der Arbeitseinsatz überhaupt begonnen hat. Trotzdem tragen alle Masken. Die Polizei hat die Fahrt zum Ort gesperrt, aber unser Shuttle darf durch. Es wird still im Bus, als wir durch den zerstörten Teil des Ortes rollen. „Wenn du einmal hier warst, musst du wiederkommen“, sagt Bärbel. „Denn dann findest du keine Ruhe mehr, weil du weißt, dass diese Menschen jetzt jede Hilfe brauchen.“

An der einzigen noch befahrbaren Brücke entlässt uns der Fahrer mit ein paar Hinweisen. Um halb sieben am Abend würden wir an der Tankstelle auf der anderen Flusseite eingesammelt. Wer sich verletzt, solle sich unbedingt an den Sanitätsdienst wenden, es habe schon mehrere Blutvergiftungen gegeben.

Im Gänsemarsch laufen wir über die Brücke, deren Geländer das Hochwasser weggerissen hat. Ich habe schon viele Bilder aus dem Krisengebiet gesehen, aber das Ausmaß der Verwüstung begreife ich erst jetzt. Schulen, Kitas, Tankstellen, Werkstätten – alles war überschwemmt. Die Ahr stand hier bis zur Oberkante Erdgeschoss, wie an den Häuserwänden deutlich abzulesen ist. Auf einer Wiese liegen Autowracks gestapelt. Das wirkt wie ein Mahnmal.

Feuerwehr, Technisches Hilfswerk (THW), Bundeswehr und Deutsches Rotes Kreuz (DRK) haben Menschen gerettet, Brücken abgestützt, Stromleitungen instand gesetzt und Trinkwasser herangeschafft. Aber um die Keller der vielen Häuser leerzuschäufeln, braucht es mehr Hände. In kleinen Trupps, wie wir einer sind, ziehen freiwillige Helfer mit Schaufeln und Besen durch den Ort. Manche haben ein festes Ziel, andere schauen einfach, wo sie anpacken können. Jemand hat ein Bettlaken aus dem Fenster gehängt, darauf nur ein Wort: „Danke!“

Das Mehrfamilienhaus liegt an einem kleinen Spielplatz, den die Flut verwüstet hat. Wir waten durch knöcheltiefe Schlamm und arbeiten uns mit Schaufeln von der Rückseite über die Außentreppe in den Keller vor. Der Schlamm hat alles verschluckt, von Wäschestücken über Bücher bis zu Batterien. Wir ziehen zwei Kinderfahrräder aus dem Schlamm, ohne zu wissen, wie es den Kindern ergangen ist. Auf einen Tipp von Bärbel hin habe



Raus mit dem giftigen Schlamm: In diesem Hotel in Altenahr packen Freiwillige vom Helfer-Shuttle und Bundeswehrsoldaten gemeinsam an.

Foto Michael Braunschädel

Wer hier war, findet keine Ruhe mehr

Tausende Freiwillige helfen bei den Aufräumarbeiten nach der Flut im Ahrtal. Auch Stefan Tomik hat dort Schlamm geschleppt. Erfahrungen zwischen Leid und Gemeinsinn.

ich Einmalhandschuhe unter meine Arbeitshandschuhe gezogen. Wir müssen davon ausgehen, dass der Schlamm giftig ist, weil das Hochwasser auch Chemikalien mitgespielt hat. Bei Augenkontakt sollen wir sofort mit Trinkwasser spülen. Vor allem riecht der Schlamm nach Fäkalien. Tief drinnen im stickigen Keller, wo ich mit einer Stirnlampe arbeite, bin ich kurz davor, mich zu übergeben. „Das ist noch harmlös“, sagt Gisela. „Vor Tagen standen wir in einem Keller, in dem Heizöl ausgelaufen war.“

Wir sind jetzt fast 20 Helfer und bilden Ketten: volle Eimer raus, leere rein. Das geht flott. Aber der Schlamm klebt so sehr, dass selbst die „leeren“ Eimer noch zu einem Viertel voll und vor allem schwer sind; zentimeterdick klebt die Pämpe an den Handschuhen. Was wir aus dem Keller befördern, kommt auf einen Haufen hinter dem Haus, ein Bagger kippt alles auf einen LKW. Den ganzen Keller schaffen wir an diesem Tag nicht. Peter, der Sohn des Vermieters, packt die ganze Zeit mit an. Sein Vater habe hier drei Wohnungen gekauft, zur Altersvorsorge. Er habe das für eine sichere Investition gehalten, „Betongold“ eben. Gegen Hochwasser versichert ist die Familie nicht.

Am späten Nachmittag waschen wir uns notdürftig an den Brauchwassertanks, die die Bundeswehr an die Straße gestellt hat. Als wir wieder in den Bus steigen, ist die Stimmung gelöst. „Die Fahrscheine bitte“, ruft einer. Und weil ein Helfer sogar eine Schubkarre mitgenommen hat, scherzt ein anderer: „Die Schubkarre kostet extra.“ Viele lachen. Vielleicht ist Humor wichtig, um die bedrückenden Erlebnisse zu verarbeiten – die Zerstörung, die Verzweiflung und die Vorstellung, dass hier vor wenigen Tagen Menschen um ihr Leben gekämpft und verloren haben.

Zurück im Helferlager serviert das DRK einen deftigen Reiseintopf. Ein Getränkeshop hat Paletten mit Wasser, Schorlen und Bier gespendet. Wir können uns die Stiefel waschen oder, etwas entfernt, sogar Duschen nutzen. In einem Zelt liegen große Mengen an Arbeitskleidung, Desinfektionsmittel und Süßigkeiten bereit. Im Sanitätszelt kann man sich gegen Tetanus impfen lassen. Innerhalb von wenigen Tagen ist hier im Industriegebiet die komplette Infrastruktur für die Freiwilligenhilfe entstanden. Quasi aus dem Nichts.

Zu verdanken ist das vor allem Marc Ulrich und Thomas Pütz. Ulrich leitet eine Marketing- und eine Eventagentur. Nach dem Hochwasser hat er seinem besten Kumpel geholfen, Schlamm zu schippen. „Da habe ich relativ schnell umgeschaltet und überlegt, wie ich aus meinen zwei Händen ein paar Tausend machen kann“, sagt er. Pütz betreibt einen Onlinehandel und drei Sanitätshäuser, von denen zwei „abgesoffen“ sind, wie er es sagt. Der 39-Jährige hat beruflich schon „eine wilde Zeit“ hinter sich und ist bestens vernetzt. Zusammen mit einer Handvoll Vertrauenspersonen sind Ulrich und Pütz seit zwei Wochen rund um die Uhr damit beschäftigt, „das Ding am Laufen zu halten.“ Und das Ding läuft.

Als sich allerdings durch den Ansturm der Freiwilligen vor der Autobahnausfahrt ein kilometerlanger Rückstau bilde-

te, als weder Shuttle-Busse noch Einsatzfahrzeuge mehr durchkamen, zog der Landkreis Ahrweiler am Samstag vor einer Woche die Notbremse: Zelte wurden abgebaut, Tausende Helfer nach Hause geschickt. Tränen flossen. Schon am Sonntagmorgen dann ein Anruf von der Landesregierung Rheinland-Pfalz: Es kann doch weitergehen. Innerhalb einer Stunde haben wir alles wieder hochgezogen“, sagt Pütz. Mittlerweile helfen bis zu 3200 Freiwillige am Tag. Höchstens 3500 dürfen es sein, sonst müssten Helfer abgewiesen werden.

Am nächsten Morgen krieche ich mit Muskelkater aus dem Schlafsack. Ich bin früher an der Bushaltestelle, Thomas Pütz hält eine Ansprache für den Tag. „Geht die Sache langsam an“, sagt er über Lautsprecher. Wir sollen auf uns und die anderen aufpassen und uns nicht überfordern. „Wir brauchen Helfer, keine Helden.“ Es gab schon Schnittwunden und Entzündungen. Vier Helfer seien im Krankenhaus stationär aufgenommen worden.

Ich stelle mich in die Schlange, die nach Mayschoß will. Der Ort mit knapp 1000 Einwohnern war tagelang abgeschnitten, weil das Hochwasser Straßen und Gleise zerstörte. Einige haben gestern schon dort geholfen, wollen unbedingt wieder hin und sind enttäuscht, dass heute maximal 25 Helfer kommen dürfen. Warum, ist nicht ganz klar. Zunächst heißt es, es würden keine weiteren Kräfte gebraucht. „Ich checke es nicht“, protestiert eine Helferin. „Es gibt dort keinen Strom und kein Wasser. Wir wussten gestern nicht einmal, wo wir überhaupt anfangen sollen.“

Mit 10 Leuten quetschen wir uns schließlich in einen Kleinbus und fahren los. Da ist zum Beispiel Verena, 34 Jahre alt, aus Bad Orb, die einen Urlaub am Gardasee storniert hat, um hier zu helfen. Oder Phi, 35 Jahre, selbstständiger Karosseriebauer aus Köln, der aber gerade keine Aufträge hat und sofort nach der Flut kam, noch vor Bundeswehr und THW. Doch unser Shuttle wird an einem Checkpoint angehalten. Der Polizist sagt, er dürfe keine Helfer durchlassen; unser Fahrer protestiert. „Das müssen wir abklären“, sagt der Polizist.

Ein Stöhnen geht durch den Bus, und manche verlieren die Geduld. „Immer diese Behördenkacke, da wirst du wahnsinnig“, sagt eine Frau. Wir stehen eine ganze Weile. Nun heißt es, in Mayschoß werde heute mit schwerem Gerät geräumt, freiwillige Helfer wären bloß im Weg. Unser Fahrer will schon ein anderes Ziel ansteuern, da rennt ein Polizist auf uns zu: Wir dürfen doch fahren. Im Bus bricht Jubel aus.

Am nächsten Checkpoint am Waldrand müssen wir wieder stoppen. Nun ist von einer neuen Hochwasserwarnung die Rede, es solle vier Stunden regnen, und wir seien in den Kellern gefährdet. Auch das können manche nicht nachvollziehen. Man könne ja woanders anpacken. Die Stimmung kippt – gegen Polizei und Bundeswehr. „Was machen die eigentlich den ganzen Tag?“, fragt einer aus dem Bus. „Die bauen hier doch bloß ihre Camps auf und stehen rum.“ Eine andere sagt: „Die haben nicht einen Spritzer Schlamm an ihren Uniformen.“ Andere beschwichtigen: „Die machen auch bloß ihren Job.“ Oder: „Es ist doch verständlich, dass die zögern, uns reinzulassen, wenn es nicht sicher ist.“

Wir werden schließlich durchgelassen, sollen aber nicht in die Keller, sondern auf einem Weingut helfen, die Ernte retten. So steigen wir in den Anhänger eines Traktors um. Einer der vielen kleinen Winzer, die hier um ihre Existenz ringen, fährt uns in die Weinberge oberhalb von Reimerzhausen, wo wir Reben beschneiden sollen. Als wir ankommen, ist es schon 12.38 Uhr und ein halber Arbeitstag verloren. Manche wünschen sich in den Keller zurück, wo sie das Gefühl hatten, richtig anpacken zu können.

Das Verhältnis zwischen Freiwilligen und den Fachkräften ist nicht immer einfach. Aus Sicht der Profis sind die Helfer hochmotiviert, aber unerfahren. Manchen Freiwilligen wiederum fehlt das Verständnis für die hierarchische Organisation der Fachkräfte. Aber dann gibt es auch viele Geschichten über die tolle Zusammenarbeit. Dass die Bundeswehr einmal innerhalb von einer halben Stunde Pumpen, ein Notstromaggregat und Scheinwerfer zur Verfügung gestellt habe. Dass Feuerwehrleute, Soldaten und Polizisten in ihrer dienstfreien Zeit bei den zivilen Helfern mitmachten – ohne an eine Befehlskette gebunden zu sein. „Das ist unser Vorteil“, sagt Marc Ulrich. „Wir sind so etwas wie die Guerilla-Einheit. Wir machen einfach.“ Das wüssten auch die Organisationen mittlerweile zu schätzen. „Gestern kam ein Anruf von der Feuerwehr. Die brauchten 300 Helfer für Eimerketten, um ein ganzes Parkhaus freizuschäufeln. Das ist schon geil, wenn man denen sagen kann: Kein Problem, wir machen das.“

Bald werden im Ahrtal alle Keller ausgeräumt sein. Dann wird eine andere Form von Hilfe nötig; dann wird es darum gehen, Wohnungen zu renovieren, Putz und Estrich abzuschlagen, Strom- und Wasserleitungen herzurichten. Deshalb werden nun Helfer gesucht, die mit Bohrhammer und Fäustel zur Sache gehen, und Handwerker, vor allem Sanitär- und Heizungsmechaniker. „Uns steht ein schwieriger Winter bevor“, sagt Pütz, „und wir haben kein Gas. Ich will, dass die Menschen hier Weihnachten feiern können.“ Das Helfer-Camp wird noch mindestens zwei Wochen bleiben, das ist mit dem Krisenstab abgesprochen. Und danach? Pütz hofft, dass Freundschaften entstanden sind und die Helfer immer wieder kommen, irgendwann mal als Touristen. Auch davon würde die Region profitieren.

Am Abend werden im Camp Würstchen gegrillt und einige Flaschen Bier aufgemacht. Jemand spielt Dudelsack. Gruppenfotos entstehen, Handynummern werden getauscht. Die Gespräche kreisen um die Erlebnisse des Tages, aber es gibt auch Geschichten, die sich später als falsch herausstellen. Etwa, dass eine Helferin gestorben sei, weil der Rettungswagen nicht zu ihr durchkam. Dass ein Freiwilligentrupp ein Dutzend Leichen aus einem Parkhaus geborgen habe.

Ich fahre mit gemischten Gefühlen nach Hause. Der große Schock, das sagen viele Helfer, kommt erst, wenn die Anspannung abfällt. Dann rollen bei vielen die Tränen. Aber das Erlebnis, mit anderen etwas bewirken zu können, stiftet Gemeinsinn. Wer weiß: Vielleicht entsteht daraus ja ein stetiges Engagement für die Gesellschaft. Es braucht kein Hochwasser, um Gutes zu tun.



Helfer auf einem Anhänger, Schutt am Straßenrand
Fotos Michael Braunschädel, Lucas Bäuml